Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 24. 12. 1938 | Nr. 52

Richard Euringer:

Christ Gepurt deutsch!

Die Sage von Meister Albrechts Tafel.

Als Meister Albrecht den Auftrag hinnahm, für Herzog Heinrichs Brautgemach die Tafel Christgeburt zu malen, bedang er sich den Pilgergroschen für eine Fahrt ins Heilige Land aus; denn er wollte die große Stunde, da die Jungfrau den Herrn gebar, sich nicht aus den Fingern stümpern, sondern mit seinen eigenen Augen den Stern über der Hütte stehen sehen.

Der Herzog gab ihm, wie er begehrt, dazu rüstiges Geleit. So zog in seinem vierzigsten Jahr Meister Albrecht auf die Reise, mit frohem Sinn und allem Handwerk, ein so heilig Werk zu schaffen.

Aber in Rom schon sank er danieder an einem Fieber, das ihn frieren ließ und sieden. War es der schwüle Hauch des Südens oder die fremde, funkelnde Pracht: wochenlang lag er hingestreckt in Verzweiflung und in Zweifeln.

Eines kühlen Herbsttags erst, da von den Alpen der Schneewind strich, raffte er sich aus den Laken, nicht zu versiechen, und wankte ans Meer.

Des Herzogs Botschaft rief ihn zurück. Aber da warf sein Segel schon rauschend das Leinen vor den Wind, geschwellt von Hoffnung und guten Gesichten.

In Akka, wie einst die Kreuzritterheere, verließ er das glückhaft segelnde Schiffe. Unter Gefahr und Abenteuern trat er, und mit ihm sein Häuflein, den Landmarsch in das Bergland an. In Staub und Dürre zogen sie hin. Fremdes Volk von dunkler Haut, mit Augen, wie geschnitzt aus Perlmutt, folgte barfuß, kreischend und heischend oder mißtrauisch und lauernd.

Dann glimmerte der Karst herauf. Im Schrei der Esel und Kamele, an der Davidsburg vorbei, eilten sie den Tälern zu, die sich nach der Wüste neigen. Steinicht granten die Hänge heran, wo im Staub der Weinstock kriecht und der Ölbaum seine Knorren in die Felsenkrume krampft.

Und so fanden sie die Stätte, eingemauert und umsockelt, stiegen nieder in die Grotte und fanden die Nische, behangen von Ampeln und Schnüren und Gold und von Teppichen verkleidet.

Da fiel Meister Albrechts Aug in Schatten und er schwieg drei dumpfe Tage. Im Angesicht des Kegelstumpfs, der Herodis-Berg genannt ist, hockte er mit blindem Blick, ein geschlagener Prophet.

Lämmer grasten um die Herberg, die er sich zum Zelt erkoren. Eine Schnecke kroch heran und befühlte seinen Bastschuh. Da fiel ein Heimweh über ihn her und durchschütterte das Geweide. Durch die Träne seines Lids, wie in einem Zauberspiegel, sah der weit entrückte Mann jäh die deutschen Gaue blauen, Burgen über steilem Grat, mit wimpelnden Fähnlein und kühnen Brücken. Mit spitzen Giebeln eine Stadt, reich geschmückt an gießenden Brunnen. Und den Marktplatz, und das Haus und sein Gebälk, und die Stube, da er Kind war. Und die Truhe, das Gestühl, und das Wehbett seiner Mutter. Und die Frauen mit den Linnen, und die Mägde mit den Bütten. Und ein liebliches Gesicht, aus der Liebe ersten Tagen, blondgescheitelt, unschuldsvoll, und schon mütterlich begnadet. Und das Knäblein auf den Knieen, mit dem Lerchlein auf der Faust.

Und er nahm sein Malgerät wie ein Träumer, der nicht wach wird und bannte alles, das blaue Gewand, den lichten Saum, das silberne Lerchlein und die Rosen. Und die Linnen und das Gestühl und das Gebälk, den ragenden Giebel und das Gehäus und die schalmeienden Musikanten. Und den Pfad zur Burg hinauf und den Felsgrat unter Tannen und die Zugbrücke zum Torturm. Und grasende Lämmer und zwei Falken, kreisend um den Wächterturm. Und den Jäger mit Spieß und Meute. Und zu Füßen der seligsten Magd in Moos und Blumen eine Schnecke; solch eine, die ihr klein Gehäus in der Welt mit sich herumträgt.

Er meinte, sagte Herzog Heinrich, als er dann die Tafel sah, das Beste an der Pilgerfahrt sei doch mit ins Bild gekommen, und er wies auf diese Schnecke; so wie sie aus ihrem Haus, könne solch ein deutscher Maler eben nicht aus seiner Haut.

Sein Gemahl, die Herzogin, in Bewunderung versunken, aber rügte seine andachtslose Rede. Denn da wahrlich, sagte sie, da, auf Meister Albrechts Tafel, sei aus deutschem Herzensgrund unser lieber Herr und Heiland noch einmal der Welt geboren.

Und so ist Meister Albrechts Tafel bis auf unseren Tag gekommen.

Weihnachten im Felde.

Aus den Kriegsbriefen gefallener Studenten.

Kein Frontsoldat kann Weihnachten begehen, ohne sich der Kriegs-Weihnachten zu erinnern. In welcher Stimmung an der Front damals Weihnachten gefeiert wurde — nicht von allen, aber doch von den hier genannten gefallenen Kameraden und von ungezählten, unbekannten anderen auch — zeigen die beiden folgenden Briefe, die dem von Philipp Witkop herausgegebenen Bande „Kriegsbriefe gefallener Studenten“ (Langen-Müller-Verlag, München) entnommen sind.

Johannes Haas,

gefallen 1. Juni 1916 vor Verdun:

20. Dezember 1915.

Aber doch, alter Freund, es ist Weihnachten. Noch nicht ganz. Ich weiß sogar nicht einmal, ob ich das Fest erlebe, glaube es auch kaum; denn vor oder in den Weihnachtstagen wird unsere Kompanie zwei feindliche Sappen stürmen und sich dann kanonieren lassen. — Weihnachten — „Mitten im kalten Winter, wohl zu der halben Nacht“ — ein Bekennen, ein fröhliches Hoffen und Glauben an Licht, Wärme, Güte und Gnade. Ein Gleiches müssen auch wir tun. „Dennoch bleibe ich stets an dir!“ Todtrotzend kämpfen, auch lebentrotzend kämpfen. Das ist das Weihnachten des deutschen Kriegers: „Wie an das Licht im Dunkel, so glaube ich trotz allem an dich, mein deutsches Volk. Und wenn der Völkerfrühling kommt, der Friede, dann will ich in dir und an dir arbeiten, was ich an Kräften hergeben kann, von ganzem Herzen, Willen und Verstand.“

Sieh, alter Freund, man fühlt, daß man notwendig etwas zu sagen hat, wirken muß, gleichsam eine Berufung hat. Deswegen möchte man leben, leben, um später einmal zu wirken. Das ist anders als Furcht vor dem Tode oder Liebe zu dem schönen, ach so schönen Leben. Aber es bleibt die bange Frage: Was kommt? Die Frage, der man immer wieder ins Auge sehen muß. Das ist Tapferkeit, ein immer wiederholtes Sichhingeben und Sichverleugnen. Verzichte, entsage, überwinde, mache dich frei! Das erfordert tagtäglich und stündlich sittliche Energie. Dann ist man mehr als ein gegen Gewehr- und Granatfeuer abgebrühter Mensch, dann ist man stündlich ein Kriegsfreiwilliger im edelsten Sinne des Wortes. So weiß ich, daß ich mein Leben und seinen Inhalt, seinen Beruf, jederzeit an den zurückgeben kann, der es mir anvertraute. Dann kommt die Frage: Wie wuchertest du mit deinen Pfunden? Die Ewigkeitsfrage. Ich weiß wohl, daß ich wie viele, viele junge Menschen mehr hätte schaffen können; daher wohl auch die Sehnsucht nach Wirken und Schaffen. Aber es ist Weihnacht: „Euch ist heute der Heiland geboren“. Ich will gar kein Theologe mehr sein. Kindlich, demütig, fromm, das will ich sein. Lieber Freund, ich glaub', man wird doch einmal nach seinem Wollen gerichtet: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“. Mit andachtsvollem Herzen will ich immer wieder in den lieben, alten Weihnachtsgeschichten ahnen und schauen den himmlischen Vater der Gnade und Barmherzigkeit. So kann ich still und getrost meine Pflicht tun — ja, mein lieber Freund, wie manchem geht es wohl wie meinem kleinen Bruder! Der Krieg hatte ihn mächtig gepackt und gereift. Nun ist er glücklich, er hat Frieden, nie mehr wird sein Herz in schmerzlicher Sehnsucht schlagen. Der liebe, liebe Kerl! Wenn ich heimkehren sollte — ja, wenn ich heimkehren sollte — —

Eugen Röcker,

gestorben 21. Juni 1917 in Bremerhaven im Lazarett:

Argonnerwald, 13. Dezember 1915.

Es naht das zweite Weihnachtsfest im großen Krieg. Gut, daß man nicht in die Zukunft schauen kann; sonst hätte man vor einem Jahre verzweifeln können. So reiht sich aber fast unauffällig Monat an Monat. Und jetzt ist schon wieder Weihnachten da. Ich habe in diesen 12 Monaten seit dem letzten Weihnachtsfest viel erleben dürfen, Wunder an Bewahrung und Erhaltung, an innerem Zuwachs. Viel Freude — ich denke vor allem an die 2½ Monate in der Heimat — und viel Schweres. Doch überwiegt die Freude bei weitem. Alles überstandene Schwere ist ein Grund zur Freude. Wenn ich alles überblicke, was ich in diesem Kriege habe erleben dürfen, so freue ich mich unsäglich darüber. Und so freue ich mich auch schon der Zukunft, was sie auch Herbes bringen möge. Sollte ich diesen Krieg überleben oder nicht, ich habe auf jeden Fall Grund, mich zu freuen. Es kann mir nichts geschehen, als was Gott hat ersehen. Muß doch unser Volk das alles leiden, um zu erfüllen, was ihm beschieden ist! Ich wollte diesen Krieg nicht mehr ungeschehen machen. Gewiß ist der Krieg nicht mit der Deutung des reinigenden Gewitters abzumachen; er ist und bleibt etwas Gräßliches. Nur im Licht der Ewigkeit betrachtet läßt er sich seines Schreckensgewandes entkleiden. Das meine ich eben mit meiner Freude über den Krieg auch als ein Erlebnis für unser Volk. Ich glaube, schon der Gedanke Krieg wäre mir unerträglich, wenn es nicht einen gäbe, der allen Jammer stillen und alle Tränen trocknen kann, der all das von Menschen an Bösem Erdachte in Gutes verwandelt.

Auch über dem Weihnachtsfest 1915 stehe also die Losung: Freude! Freut Euch alle über das Fest zu Ehren dessen, der unser aller Namen mit seinem Blut in den Himmel geschrieben hat! Neben dieser Heilsbotschaft, die dem Weihnachtsfest zugrunde liegt, neben dieser ungeheuren Tatsache, daß alle Menschen gerettet sind, die sonst verloren wären, wenn er uns nicht zu Gottes Kindern gemacht hätte, verschwindet die Tatsache des größten Völkerkrieges, den die Erde je gesehen hat, wie eine belanglose Nebensache. Mag es noch so toll zugehen auf unserer Erde, die Tatsache, daß die Menschheit nicht mehr verloren, sondern ein für allemal erlöst ist, bleibt bestehen — — —

Ein Brief von Walter Flex.

Weihnachten 1915 stand Walter Flex als Leutnant und Kompanieführer im Osten. Zu Petzlein hatte sich in diesem Jahre unser durch Flex unsterblich gewordener Landsmann Ernst Wurche aus Rawitsch, der „Wanderer zwischen zwei Welten“, gesellt. Aus seinem Unterstand „Ursudomus-Ost“ schrieb der Dichter am ersten Weihnachtstag seinem gleichfalls im Felde stehenden Freund Hans Herding, einen seiner schönsten Briefe:

Mein lieber Hans!

Das war nun sehr, sehr schade, daß wir in der Heimat so nahe aneinander vorbeifahren mußten. Aber es ist doch nicht das Schlimmste. Gottlob konnten wir gestern am Heiligen Abend doch noch aneinander denken als Lebender an einen Lebenden und in eine Zukunft träumen, wo man einander gegenübersitzt und plaudert. Als Kinder hatten wir an unserem Weihnachtsbaum stets jedes seinen eigenen Ast und ein eigenes Lichtchen darauf, das wir eifersüchtig mit herabtropfendem Wachs speisten und wieder speisten, daß es als letztes niederbrenne. Als ich gestern abend in unser kleines flirrendes Russenbäumchen in meinem vereisten Unterstand blickte, da schien mir auch jedes Lichtchen einen Namen zu haben. Mit vielen war ich still beisammen, die ich lieb gehabt habe, und als das letzte Lichtlein erlosch, war mir nahe und ein im Kriege gewonnener und verlorener Freund Ernst Wurche, den ich bei Posmincze begraben habe. In Stunden, wo mir die Toten so nahe sind, ist mir wohl; nur der Kreis der Lebenden ist enge geworden. Du schreibst mir so oft und treu, sei mir nicht böse, wenn ich seltener schreibe; ich halte mich darum nicht weniger herzlich an den Lebendigen, der mir geblieben ist. Aber das Zusammensein mit den Toten bringt es mit sich, daß man stiller wird und sich mit dem Aneinanderdenken begnügt. Die paar Worte, die man zu Papier bringt, scheinen so kahl und ärmlich neben dem lebendigen Verkehr, den man im Träumen und Erinnern pflegt. Der größte Teil der Menschen ist Plunder; wenn man sich zu viel Gedanken, sei es auch nur im Ärger oder Ablehnung mit diesen Allzuvielen beschäftigt, wird unsere Erinnerung zum Lumpensammler. Das soll sie nicht. Das Göttliche sitzt im Menschlichen, wie der Vogel in der Dornenhecke, man muß nur auf sein Singen hören und nicht auf die Dornen sehen. Augen, Ohren und Lippen zu gegenüber allem Kleinlichen, Häßlichen und Jämmerlichen, und die ganze Seele verschwendet an die Stunden, Dinge und Menschen, in denen uns das Schöne begegnet, — das ist die ganze Lebenskunst. Ernst Wurche, dessen Namen ich Dir schon ein paarmal schrieb, hatte eine so feine, vorbildliche Art, an allem menschlichen Schund vorüberzugehen, er lachte und sagte sein Goetheverschen: „Wanderer, gegen solche Not wolltest Du Dich sträuben? Wirbelwind und trocknen Kot, laß ihn drehn und stäuben!“

Ich bin jetzt, nachdem das Ärgste der körperlichen und nervösen Ermattung durch den Bewegungskrieg vorüber ist, dabei, meine Erinnerungen an Ernst Wurche niederzuschreiben, und immer mehr werden dabei alle meine Kriegserlebnisse ein Erleben dieses reichen, schönen Menschen . . .

Weihnachten wirst Du so viel an mich wie ich an Dich gedacht haben und wirst wohl einen Brief von mir vermißt haben. Ich wollte, Du wärst am Heiligen Abend hier bei mir gewesen und hättest neben mir an der Brustwehr auf die Weihnachtslieder gelauscht, die aus den Gräben am See und unter der Erde hervor leiser und lauter in das Schneegestöber klangen. Dann hätten wir uns ohne Worte mehr gesagt, als die längsten Briefe es können.

Herzlichst Dein Walter.

Manfred Hausmann:

Der Weihnachtsstern.

Mögt ihr auch in die allerfernste Ferne,
Die flimmernde, des dunklen Raumes spähn,
Ihr könnt nur Sterne, immer neue Sterne,
Doch nirgend könnt ihr meinesgleichen sehn.

Ich komme aus der andern Welt und Zeit
Zufolge Gottes deutender Gebärde
Und ziehe über Bethlehems Gebreit
Und über all die Traurigkeit der Erde.

Denkt nicht, ich wäre schon, ich selbst, das Licht.
Das Licht ist unbegreiflich eins und keins.
Ich bin, der sich im Erdendämmer bricht,
Der Schein nur, nur der Widerschein des Scheins.

Ein Zeichen nur in dieser Nacht und Stille.
Vielleicht daß einer, der mich sieht, sich bang
Erhebt und aufbricht und aus seiner Fülle
Ins Ungewisse geht sein Leben lang.

Robert Hohlbaum:

Weihnacht 1812.

Ich habe diese Geschichte natürlich aus zweiter Hand empfangen, mein Urahne hat sie erlebt und meiner Großmutter mitgeteilt. Und die wieder erzählte sie mir im ersten Dämmern eines jeden Weihnachtsabends, wenn die Ungeduld des Knaben das Warten nicht mehr ertrug. Mich fesselte damals nur das Spannende des Geschehens, der Schauer aufgewühlter Zeit; die tiefere Bedeutung verstand ich erst später. Und auch die versank im Fluten der Jahre.

Meine Urahne besaß ein Haus und Landgut unweit den Toren einer Stadt, die das Unglück hatte, an der großen Heerstraße zu liegen. Schwerer als auf anderen lag die

Last feindlichen Einfalls auf den Bürgern. Das ehemals reiche Gehöft meines Ahnen war schadhaft und halb verfallen, die zwei letzten mageren Kühe dösten im Stall, das letzte Dörrfleisch hatten die Franzosen gefressen, als sie voll wilder Zuversicht nach dem Osten gezogen waren.

Das war im Frühling gewesen. Der Sommer brachte lähmende, von Angst durchzitterte Stille. Dann aber züngelten die ersten Botschaften auf: Rückzug. Der frühe russische Winter fräße die stolze Armee. Niederlage auf Niederlage. Die Stumpfen hatten nicht mehr die Kraft, das zu glauben. Und wenn sie glaubten, dann stand hinter der erlösenden Kunde die graue Angst vor den Rückkehrenden auf, die wohl das letzte zertrümmern würden, was noch an lächerlich kleinem Glück geblieben war.

Der Weihnachtsabend war dunkler als alle Tage bisher. Im frühen Dämmern saß die Familie in der großen Küche. Der Vater hatte eine Tanne aus dem Walde und der Sohn bunte Kerzchen aus der Stadt gebracht, damit nun die Frauen schweigend den Baum schmückten. Der letzte rote Zierat bebte noch am Aste, da drang schneedumpfer Hufhall herein, kein Schellenklang, gespenstisch hielt ein Schlitten. Die Zermürbten preßten den Atem, die Frauen drängten an die Männer, was immer kam, es mußte Unheil sein.

Noch immer saßen sie reglos, als schon der französische Offizier in der Türe stand. Aus der Tochter brach ein Schluchzen, aber die Alten erhoben sich langsam, deckten auf des Fremden Geheiß den Tisch in der dem Fenster fernliegenden Ecke, und die Mutter stellte Wasser zu einem heißen Trunk auf den Herd. Der Sohn lauschte den Worten der Franzosen. Das war nicht der gellende Übermut von früher, ein gehetzter Klang lag darin, fast wie schlecht verhüllte Angst war es zu hören. Höher reckte der Junge den Kopf, wagte es, den Franzosen zu betrachten. Ein Lachen wollte in ihm aufkeimen. Der zerschlissene Pelz ließ die Tressen der Uniform sehen, die Reitstiefel waren von Fetzen umwickelt, und statt des Tschakos deckte ein turbanähnlicher Tücherwulst den Kopf.

Der Fremde kehrte sich um, öffnete ehrerbietig die Türe. Ein kleiner Mann trat ein, so dicht in Pelze gehüllt, daß nur zwei stechende Augen aus dem Wirrsal blickten.

Die Alten kredenzten den Wärmetrunk, stellten die letzten Speisen auf den Tisch. Gierig aßen und tranken die Fremden. Dann saßen sie schweigend. Der kleine Pelzvermummte schlief, der andere starrte, den Schlaf bewachend, ins Dunkle.

Schweigend saßen auch die Deutschen, gesenkten Hauptes, sich vor Ungewissem duckend. Nur des Sohnes Auge faßte die Fremden.

Tiefer wob sich das Dunkel, spann unbestimmte, ahnende Furcht von einer Gruppe zur anderen. Still saßen die Fremden. Sterbekälte kroch von ihnen aus, den Deutschen an Brust und Kehle, würgte ihren Atem, ließ sie eisig erbeben.

Noch immer mußte der Sohn auf die stummen Gäste starren. Bis er sich langsam dem Bann entwand, sich erhob, an Stahl und Stein Feuer schlug und mit immer ruhigerer Kraft die Kerzen des Baumes entzündete. Heller verströmte das gütige Licht, freier atmeten die Deutschen, lösten sich aus der Starrheit. Der Schläfer drüben erwachte, starrte ins plötzliche Licht, verhüllte die Augen. Und dann sagte er, mein Urahne hat es deutlich gehört, jedes Wort, er hat den hohen Klang sein Lebtag nicht vergessen:

„C'est comme une âme brûlante." Wie eine brennende Seele ist das.

Dann gingen die Franzosen. Der Schlitten verglitt wie ein Spuk. Und der letzte Hufhall ertrank im Knistern des Weihnachtslichtes, das in unendlicher Güte mit milder Macht den befreiten Raum erfüllte.

Zipser Deutsche in Rumänien.

Ein Faltbootbesuch in Jacobeni.

Von Herbert Rittlinger.

Im Faltboot-Einer ist der deutsche Zeitungsmann Herbert Rittlinger auf der Goldenen Bistritz durch Rumänien gefahren. Sein Start erfolgte in der bukowinischen Stadt Jacobeni. So hatte er Gelegenheit, das Leben der dortigen Zipser Deutschen zu studieren und in seinem Buch „Faltboot stößt vor!" (Vom Karpaten-Urwald ins wilde Kurdistan) Verlag Brockhaus, zu behandeln.

Der äußere Ausdruck des Deutschtums von Jacobeni ist je eine stattliche evangelische und katholische Kirche. Man weiß natürlich, daß es in Rumänien viele deutsche Siedlungen gibt. Aber diese Kenntnisse beziehen sich zumeist auf die Siebenbürger Sachsen, die ja auch zahlreicher sind als die Bukowiner Deutschen, die immer etwas stiefmütterlich wegkommen.

Selbstverständlich gibt es auch Rumänen in Jacobeni. Aber sie wohnen abseits, fast in einem Dorf für sich, und haben eine ganz entzückende, farbenprächtige Kirche mit bunten Mosaiktürmchen. Einen gewissen Prozentsatz bilden dann noch die Juden — mit einer funkelnagelneuen Synagoge — so daß es also in diesem weitläufigen Karpatendorf nicht weniger als vier Gotteshäuser gibt.

In Jacobeni erfuhr ich viel Gastfreundschaft. Ich saß in blitzsauberen deutschen Bauernhäusern, die ebensogut in Bayern, in Thüringen oder Sachsen hätten stehen können, und mußte von Deutschland erzählen.

Der interessanteste Teil der Deutschen in Jacobeni sind die „Zipser". Das sind Oberfranken, die schon vor Jahrhunderten in die „Zips", in der Nähe der Tatra, auswanderten, und von denen nun ein Teil hierher verschlagen ist. Im Gegensatz zu den anderen sprechen sie kein reines Deutsch mehr, sondern das ziemlich schwer verständliche „Zipserisch" — einen reinen Volksdialekt, der von keiner fremden Sprache beeinflußt ist. — (Also ist es doch „reines" deutsch! D. R.)

Die Zipser sind fast restlos Holzarbeiter, die gut verdienten — verdienten —! Jetzt standen sie in ihren grünen Jägerhütchen auf der Dorfstraße herum und waren arbeitslos.

Das war ein Arm der gespenstischen Weltkrise, die sogar diese Gebirgseinsamkeit nicht verschonte. Da war die ehemals so blühende Holzfällerei in den Wäldern — und da war das Rumänien scheinbar so wohlgesinnte Frankreich, das 1932 seinen Holzbedarf plötzlich nicht mehr in den Karpaten deckte, sondern serbisches Holz kaufte und sonst noch dem — kulturell und politisch — völlig nach ihm orientierten Lande neue Kredite verweigerte.

Wirtschaftlich aber führt Deutschland in Rumänien, und diesen Zwiespalt konnten, aus den außenpolitischen Bindungen heraus, auch die fähigsten rumänischen Politiker noch nicht überbrücken.

Rumänien ist jedoch ein reiches Land. Es hat viele, oft noch gar nicht ausgebeutete Bodenschätze, hat Petroleum und ist glücklicherweise zu 80 Prozent Agrarland. Zu essen hat der rumänische Bauer immer.

Einmal erzählte mir eine alte Frau vom Kriege. Es war eine deutsche Frau, die ein arbeitsreiches Leben hinter sich hat. Aber das Alter hatte sie nicht beugen können, sondern hatte ihr die schönste Würde gegeben, die wohl ein Mensch erreichen kann. Sie erzählte davon, wie froh die deutschen Soldaten gewesen waren, in diesem weltfernen Tal auf Stammesgenossen zu treffen, und wie sie der Bevölkerung — soweit sie in den Dörfern geblieben war — in jeder Weise geholfen hätten.

Sie erzählte davon, wie Granaten über das Haus pfiffen, den Stall zerstörten, Vieh und Pferde und junge Menschen zerrissen. Mit Tränen in den Augen erzählte sie — und wenn irgend etwas ergreifend war, so war es das — diese alte Frau, die den Krieg besser kannte als alle Abrüstungsjongleure in Genf.

Viele, viele Jahre ist das nun her. Aber an den Abenden des langen Karpatenwinters lastet dieses schwere Erlebnis noch immer auf den Gemütern, in den Stuben.

Der „alte Fritz" auf dem Weihnachtsmarkt.

Wir wissen nichts davon, daß der alte Fritz das Weihnachtsfest gefeiert hat. Diese gemütvolle Jubelfeier der Kinderwelt lag dem einsamen, verbittert gewordenen Greise vielleicht recht fern. Aber daß Weihnachten doch auch in sein Leben eingriff, erfahren wir aus einer hübschen Geschichte, die der spätere Geheime Kabinettsrat Lombard aus seiner Jugendzeit aufbewahrt hat:

Während der König sonst die Weihnachtszeit immer in Potsdam verbrachte, war er einmal um diese Zeit nach Berlin gekommen und geriet hier in den Jubel des Weihnachtsmarktes, der sich damals auf dem Schloßplatz entfaltete. Er sah zwei Jungens, die sich mit einem Spielzeug vergnügten, das seine Aufmerksamkeit erregte. Auf einem Brett standen zwei Figuren, die durch einen Faden in Begegung gesetzt wurden, und zwar stellten sie einen fliehenden Franzosen dar, den der große König mit erhobenem Krückstock verfolgte.

Das Spielzeug war Friedrich nicht unbekannt, da es damals sehr beliebt war, aber es fiel ihm auf, daß sein Miniaturporträt keinen Krückstock, sondern einen Säbel in der Hand hatte. Er faßte also den einen der Jungen, einen frischen pausbäckigen Bengel von 13 Jahren, beim Ohr und fragte: „Sag mal, warum hast du mir denn da den Stock weggenommen und einen Säbel in die Hand gesteckt?" „Damals hatte ja unser König noch gar keinen Krückstock", erwiderte der Junge schlagfertig, „und die Franzosen hat er doch mit dem Säbel zu Paaren getrieben." Dem alten Fritz gefiel die Antwort so gut, daß er, der sonst sehr sparsam war, einen blanken Dukaten aus der Tasche holte und ihn dem Jungen gab. Der Knabe wollte mit dem Schatz ausrücken, aber der König hielt ihn fest und fragte: „Wie heißt du?" „Lombard, Majestät." „Was ist dein Vater?" „Friseur." „Wo wohnt ihr?" „In der Markgrafenstraße." „Na, da mach, daß du wegkommst."

Die kleine Geschichte wurde rasch Stadtgespräch, und man wunderte sich über die ungewohnte Freigebigkeit des alten Fritz. Aber die Geschichte hatte noch ein Nachspiel. Nach einigen Jahren wurde im Zivilkabinett des Königs ein junger Mann gebraucht, der eine schöne Handschrift hatte und Französisch konnte. Der nunmehr herangewachsene Lombard wurde empfohlen. Als der König seinen Namen hörte, fiel ihm sofort der Junge vom Weihnachtsmarkt ein, und er ließ den Schreiber holen. „Kennt er mich?" „Jawohl, Majestät." „Habe ich ihm einmal ein Goldstück geschenkt?" „Hier ist es, Majestät." Damit wies er auf den Dukaten, der an seiner Uhrkette hing.

Der König sah ihn mit seinen großen durchdringenden Augen an: „Ist er niemals in Geldnot gewesen?" „O ja, Majestät." „Warum hat er den Dukaten da nicht versilbert?" „Ehe ich den weggegeben hätte, hätte ich mich lieber totschlagen lassen." Die Antwort gefiel dem König, er behielt den jungen Menschen im Auge, gab ihm bald eine Vertrauensstellung, und später hat er es bis zum Geheimen Kabinettsrat gebracht.

Völkische Fahnenflucht?

In der „Deutschen Tagespost", die in Czernowitz, der Hauptstadt der jetzt rumänischen Bukowina erscheint, veröffentlicht der verantwortliche Redakteur Fritz Poppenberger einen Artikel „Völkische Fahnenflucht". Er wendet sich gegen das Bestreben der jüngeren Generation, dauernd ins Reich zu übersiedeln und schreibt wörtlich:

Zuerst waren es nur Studenten, die im Reiche studierten und dort Anschluß und Existenzmöglichkeiten fanden, später folgten Landarbeiter und Bauarbeiter nach, und jetzt gibt es fast keinen einzigen in einem freien Beruf tätigen jüngeren Bukowina-Deutschen, der nicht irgendwie mit dem Gedanken liebäugelte, sich im Reich eine Existenz zu gründen.

Das Wort ist hart: Doch hat schon jemand von diesen Wanderlustigen nachgedacht, daß dies völkische Fahnenflucht ist? Freilich, wer ins Mutterland übersiedelt, dessen Deutschtum ist nicht mehr gefährdet. Doch wieviele können ins Mutterland zurück? Das Auslandsdeutschtum zählt ungefähr 30 Millionen. Nie und niemals könnte das Mutterland, auch bei der besten wirtschaftlichen Konjunktur, all diese deutschen Volksgruppen bei sich aufnehmen. Immer nur einzelne der besten jüngeren, meistenteils männlichen Angehörigen des Auslandsdeutschtums werden die Einfahrt in den schützenden, ruhigen Hafen des Mutterlandes finden. Zurück bleibt aber die große Masse unseres Volkes, ohne „politische Soldaten", ohne Führerschicht, und ist um so rascher der Überfremdung ausgesetzt. Kann das das Ziel der auslandsdeutschen Volksgruppen sein? . . .

Wir sind nun einmal Auslandsdeutsche und wollen es bleiben, weil wir auch so eine große deutsche Aufgabe erfüllen wollen und erfüllen können. Sicherlich ist der Existenzkampf für uns schwer, Doch der Tüchtige findet immer noch sein Auskommen, wenn er nur nicht an Vorurteilen festhält. Mit Fahnenflucht hat sich bisher höchstens ein Einzelner gerettet, eine ganze Front ist damit noch nie gehalten worden."

Europas nördlichste Universität.

Universitätsleben auf Island

(Von unserem L. P.-Korrespondenten.)

Reykjavik, Anfang Dezember 1938.

Island: dabei denkt man an unendlich lange Winter, heiße Quellen und Skaldenkunst, und man weigert sich ganz zu Unrecht, die Nebelinsel „dort oben" mit der Vorstellung von modernem Leben zu verbinden. In einem hat man Recht: die Skaldenkunst ist unter den Isländern sehr lebendig. Sie äußert sich nämlich darin, daß ungefähr jeder zweite Mann, den man in Reykjavik, der isländischen Hauptstadt, trifft, gleichgültig, ob er ein einfacher Bankbeamter, Kellner oder Chauffeur ist, einen Gedichtband geschrieben hat. Sie äußert sich auch darin, daß die Isländer noch immer die alte Skaldensprache gebrauchen, die nordischer als alle anderen nordischen Sprachen ist. Die heißen Quellen gibt es auch, aber sie sind lange nicht mehr bloß eine Bädecker-Attraktion für die wohlhabenden Touristen, die von den Cook-Dampfern ausgespien werden, sondern sie sind „zivilisiert" und bilden, in ein Röhrensystem gefaßt, die saubere, natürliche und daher außerordentlich billige Zentralheizung der isländischen Hauptstadt.

Finster sind die unendlich langen Wintermonate auf Island. (Auf Island darf man eigentlich nicht sagen, denn der Isländer wird böse, wenn er es hört. Man soll sagen in Island, und der Isländer begründet diesen Wunsch damit, daß man ja auch nicht sage: „auf" England, sondern „in" England . . .) Aber diese Finsternis suchen die Inselbewohner sich damit zu erhellen, daß sie — telephonieren! Jeder einsame Bauernhof, von den Wohnungen in der Hauptstadt ganz zu schweigen, hat Telephon, und es ist statistisch festgestellt worden, daß in keinem Land der Erde soviel telephoniert wird, wie in Island!

Die Universität — ohne eigenes Heim.

Reykjavik ist ganz und gar modern, und es ist ganz richtig, wenn man es mit den betriebsamen Pionierstädten Amerikas vergleicht. Der Unterschied ist freilich, daß Island nicht nur Zivilisation, sondern auch Kultur hat, auf die der Isländer mit vollem Recht sehr stolz ist.

Ihr ganz besonderer Stolz in dieser Richtung ist die Universität, denn Island hat eine eigene „Alma mater", die allerdings so jung ist, daß sie vorläufig noch obdachlos ist. Ein sehr modernes chemisches Laboratorium ist in einem großen Neubau-Block zwar schon vorhanden, aber sonst werden die Vorlesungen augenblicklich noch im Gebäude des Alting — des isländischen Parlamentes — abgehalten. Ein eigenes Universitätsgebäude ist aber schon im Bau, ein großer Beton-Komplex, der 1940 fertig wird und das größte Bauwerk auf der ganzen Insel werden soll.

Im isländischen Studenten-Heim.

Neben diesem halbfertigen Universitätsgebäude liegt der „Studentagardurinn", ein Studenten-Heim, das Platz für 39 junge Menschen hat und vor einem Jahr bezogen wurde. Die 39 jungen Leute, die dort wohnen, haben hübsche, helle Räume mit großen, praktischen Schreibtischen, fließendem Wasser und sonstigem Komfort. Außerdem gibt es einen Schreib- und Lesesaal, einen Radio-Raum und einen großen Turnsaal. Heizung und Warmwasser stammen von den heißen Quellen. Für Wohnung und gute Verpflegung und dafür, daß die Wäsche gewaschen und sogar die Schuhe geputzt werden, zahlen die Studenten nur 103 isländische Kronen im Monat. Das ist billig, außerordentlich billig sogar, wenn man weiß, daß Reykjavik aus begreiflichen Gründen — es müssen ja fast alle Dinge, teilweise auch wichtige Lebensmittel, eingeführt werden — eine sehr teuere Stadt ist. Übrigens wird der „Studentargardurinn" im Sommer während der Ferien als Touristenhotel benutzt.

Die isländischen Studenten können also billig und verhältnismäßig sehr gut leben. Sie führen nicht das Mansarden-Dasein armer Studenten, wenn auch viele von ihnen, wie junge Studenten auf der ganzen Welt, sich mit Stundengeben über die Studienzeit hinweghelfen. Außerdem gewährt der Staat manchen von ihnen Stipendien von 200 bis 500 Kronen. Das Studium selbst ist beinahe märchenhaft billig. Eigentlich ist es so gut wie kostenlos. Die Einschreibungsgebühr beträgt 15 Kronen, die Vorlesungen selbst sind — kostenlos! Für die Prüfungen selbst sind sehr mäßige Gebühren zu entrichten — sonst nichts!

Buchhaltung und Maschineschreiben für Studenten der Rechte.

Island hat 1348 Abiturienten im letzten Jahr gehabt. Die meisten von ihnen werden Bauern und mittlere Angestellte, aber 199 besuchen augenblicklich die „Haskoli Islands", die Universität. Sie hat vier Fakultäten, wie die Hochschule anderswo, eine medizinische, eine juristische, eine philosophische (hier philologische genannt) und auch eine evangelisch-theologische. Den regsten Besuch — in diesem Semester 74 Hörer — hat die juristische Fakultät. Das Studium der Rechte dauert in Reykjavik 5 Jahre. Die angehenden Juristen, die meistens in das Geschäftsleben eintreten, lernen auf der Universität als Pflichtfach auch Buchhaltung und Maschinenschreiben, und sie müssen in diesen „Fächern" eine Prüfung ablegen. — Um Ärzte zu werden, studieren die isländischen Studenten 8 Jahre lang. Nach Abschluß ihrer Studien müssen sie aber noch wenigstens ein Jahr lang in einem Krankenhaus des Auslandes praktizieren, die meisten von ihnen gehen nach Dänemark oder England. — Die sogenannte „philosophische" Fakultät fürt ihren Namen eigentlich zu Unrecht. Man kann dort Vorlesungen in Geschichte und Isländisch, aber in keiner anderen Sprache hören. Wer also eine moderne Sprache studieren will, muß ins Ausland gehen. Im vergangenen Jahr haben deshalb auch nicht weniger als 121 junge Isländer skandinavische, englische, deutsche — aber auch amerikanische Universitäten besucht.

Vorläufig gibt es noch keine „Technische Hochschule" in Island, aber die isländischen Studenten versichern, daß dies nur eine Frage von Zeit ist. Das Land im hohen Norden ist so ehrgeizig, daß es Reykjavik sicher in einigen Jahren zu einer Muster-Universität gemacht hat, und dann wird es wahrscheinlich nicht lange dauern, bis die ersten ausländischen Hörer eintreffen. . . .